Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 7 (1917)

Heft: 27

Artikel: Er und Sie und das Paradies [Fortsetzung]

Autor: Wenger, Lisa

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-638209

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 14.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Die Berner Woche in Wort und Bild

Nr. 27 — 1917 | Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst | 7. Juli

Gedruckt und verlegt von der Buchdruckerei Jules Werder, Spitalgasse 24, Bern

König Etzels Schwert.

Von C. F. Meyer.

Der Kaiser spricht zu Ritter Hug:
„Du hast für mich dein Schwert verspellt,
Des Eisens ist bei mir genug,
Geh', wähl' dir eins, das dir gefällt."

Hug schreitet durch den Waffensaal,
Wo stets der graue Schaffner sitzt.
„Der Kaiser gibt mir freie Wahl
Aus allem, was da hangt und blitzt!"

Er prüft und wägt. Von ihrem Ort
Langt er die Schwerter mannigfalt —
„Sprich, wessen ist das große dort,
Gewaltig, heidnisch, ungestalt?"

„Des Würgers Etzel!" flüstert scheu
Der Graue, der es hält in Hut,
„Des Hunnenkönigs! Meiner Treu,
So lechzt und dürstet es nach Blut!

Laß ruhn. Es hat genug gewürgt!
Die tote Wut erwecke nicht!"
„Gib her! Dem ist der Sieg verbürgt,
Der mit dem Schwert des Hunnen ficht!"

Und wieder sprengt er in den Kampf.
„Du hast dich lange nicht geletzt,
Schwert Etzels, an des Blutes Dampf!
Drum freue dich und trinke jetzt!"

Er schwingt es weit, er mäht und mäht,
Und Etzels Schwert, es schwelgt und trinkt,
Bis müd' die Sonne niedergeht
Und hinter rote Wolken sinkt.

Als längst er schon im Mondlicht braust,
Wird ihm der Arm vom Schlagen matt,
Er frägt das Schwert in seiner Faust:
„Schwert Etzels, bist du noch nicht satt?

Laß ab! Heut ist genug getan!"
Doch weh, es weiß von keiner Rast,
Es hebt ein neues Morden an
Und trifft und frißt, was es erfaßt.

„Laß ab!" es zuckt in grauser Lust,
Der Ritter stürzt mit seinem Pferd,
Und jubelnd sticht ihn durch die Brust
Des Hunnen unersättlich Schwert.

Er und Sie und das Paradies.

13

Roman von Lisa Wenger.

„Aber, Meister, das ist doch selbstverständlich, ich bin doch verheiratet." Da wühlte Bianchi sein altes Gesicht zwischen die Risse und Löcher des Sofas und lachte so entsetzlich und lange, daß Martin glaubte, er komme überhaupt nicht mehr zum Vorschein.

„Weiß nicht, Esel oder Kind, ob du vom Mond heruntergefallen bist. Ich bin doch verheiratet, hä, hä, hä. Eben, eben, eben!" Dann schnellte er in die Höhe, stand vor Martin und sah an ihm hinauf. „Verheiratet sein, was tut das zur Sache? Ich rede nicht von mir. Eine verheiratete Frau rühr' nicht an. Warum? Darum. Entweder ist ihr Mann einer wie du, ein Engel aus dem Paradies, und dann ist der Bianchi kein Schuft. Oder er ist keiner wie du, dann erst recht nicht. Mag die Frauen nicht, die solche Männer lieben."

Martin fragte: „Sind Sie denn ein Frauenfeind, Meister?" Da sprang ihm aber Bianchi fast an die Kehle.

„Ich ein Frauenfeind? Feind des Süßesten und Schönsten, was die Erde trägt? Des einzigen außer der Musik, weshalb es sich verlohnt zu schuften? Ich ein Frauenfeind? Du Narr und hinterwälderischer Bauernknecht. Ich liebe sie, die Frauenwesen, ich liebe sie über alles. Ueber alles, sage ich. Aber . . . der Bianchi ist nie ein Schuft gewesen. Paßt nicht zu mir. Das Beste ist für mich gut genug. Das Allerbeste. Wäre meine Geliebte aber das Allerbeste, wenn sie einen Schuft liebte? Also. Und nun zu den Geschäften." Er setzte sich auf einen steifen Stuhl und zündete sich eine Zigarette an, die er endlich zwischen Gerümpel, Büchern, Tintenfässern und Schmuck gefunden.

„Zum Anfang jede Woche eine Stunde, das heißt zwei halbe Stunden im selben Nachmittag, weil du nicht in der Stadt wohnst und zweimal kommen kannst. Honorar: Ein Louis die Stunde!"

„Wieviel?" fragte Martin verblüfft.

„Ein Louis die Stunde, es ist schon alles abgemacht."

„Von so viel Geld kann keine Rede sein," wandte Martin ein, „das wäre ja gestohlen."

„Befiehlst du oder ich," schrie der Meister wütend.

„Im Anfang muß man seine Preise machen. Nach was beurteilt dich denn der dumme Pöbel, der dem Teufel von der Pfanne gefallen? Nach den Preisen, die du machst. Er verlangt einen Louis, flüstern sie einander zu. Er muß furchtbar berühmt werden. Meister Bianchi hat ihn gebildet. Aha, ja, ja, so, so! So plappern sie, die Gänse und Gänseriche. Später macht man sich noch kostbarer. Auf den Knien müssen sie liegen vor deiner Türe, jammern und flehen: Eine halbe Stunde nur, Meister, nur eine halbe Stunde." Martin lachte laut.

„So weit bringe ich es nie," sagte er.

„Weil du ein geborner Esel bist, und noch dazu ein verkehrt aufgezäumter! Aber laß mich nur machen, laß mich machen, dann hängst du bald deiner kleinen Frau Perlen um den Hals. Und jetzt zur Sache." Er warf sich auf das Sofa und wiederholte Martin knapp und dermaßen treffend, auf den Hauptsachen verweilend, Nebensächliches lassend, alles, was ihn zum Zwecke des Lehrens wichtig dünkte, daß Martin von neuem sich vor Bianchis Geist und genialer Kunst beugte. Stöße von Lehrbüchern schleppte der Meister herbei, Schulen, Biographien, Uebungshefte, das halbe Nebenzimmer leerte er. Er blätterte mit Affengeschwindigkeit darin, zeigte mit dem spindeldürren Finger da und dort auf die Noten, die er im Kopf zu haben schien und nie suchen mußte, und warf den ganzen Berg zum Schluß auf den Tisch.

„Ich werde dir zum Studium zusenden, was du brauchst, das übrige lasse hier. Bestimme den Tag. Die Stunden gibst du hier im Gartenhaus. Es macht mehr Eindruck und ich habe dich in den Fingern."

„Sie meinen es so gut mit mir," sagte Martin ganz gerührt und gab Bianchi die Hand.

„Papperlapap. Ich will nur, daß die Welt nicht um ein Gut, wie es deine Stimme ist, betrogen werde. Ich diene der Musik." Er hatte weder Grimassen zu seinen Worten gemacht, noch Vergleiche aus dem Tierreich herangezogen. Er hatte ernst gesprochen. Das machte Martin Eindruck. Es ergriff ihn, daß jemand, den er eigentlich rein nichts anging, sich seiner so annahm.

„Ich danke Ihnen, Meister. Also am nächsten Mittwoch, wenn es meinen Schülern paßt?"

„Paßt?" Die Sie und der Er sollen sich nach dir richten. Zwei Uhr, paßt es?"

„Gewiß."

„Und fünf Uhr?"

„Es paßt mir." Da klopfte es und Lis kam hereingestürmt und brachte frische, sonnige Winterluft mit.

Erwartungsvoll sah sie den Meister an.

„Er tut es," sagte Bianchi und die Lichter in seinen kohlschwarzen Augen funkelten. „Er tritt in meine Fußstapfen. Und was sagen Sie zu einem Louis die Stunde, kleine Frau?" Lis' Augen befragten ungläubig Martin. Er nickte. Da jubelte sie wie ein Kind, denn sie sah den dichtbehangenen Weihnachtsbaum vor sich und darunter die allerschönsten Sachen nebst Schokolade und andern Herrlichkeiten. Glücklich sah sie zu Martin auf, so glücklich, daß er sich fragte, warum er eigentlich ihren Wünschen solchen Widerstand entgegensetzte. Auf ihr Glück komme es an, nicht auf das seine. Lis reichte Bianchi die Hand und ihr ganzes Gesicht lachte.

„Danke vielmal, Meister, viel, vielmal." Er schmunzelte.

„Ja, ja, Sie glücklicher Finder," sagte er zu Martin gewendet, als Anspielung auf den Bibelvers. „Wer's auch so gut hätte."

„Das liegt wohl allein an Ihnen," meinte der harmlose Martin.

„O, die Götter sollen mich bewahren," rief Bianchi entsetzt. „Eine Frau? Sie würde mein Sofa flicken und ich müßte um sieben Uhr zu Hause sein und meine Zigaretten dürfte ich nicht mehr auf den Boden schmeißen . . ." Er setzte sich erschöpft auf das Sofa. Und jetzt fort, fort, ich habe eine Stunde zu geben," rief er plötzlich aufgeregt. „Sie kommt, ich höre ihren Schritt." Er riß die Türe auf, die nach dem hintern Teil des Gartens führte. „Dort hinaus, glückliches Ehepaar, rasch, rasch! Zerreißen Sie sich die Flügel nicht an den Dornen, kleine Frau. Auf Wiedersehen." Er warf die Türe hinter den beiden zu. Ehe Lis und Martin die verschneiten Gartenwege zu Ende gegangen, hörten sie schon Lachen und Trillern.

„Bist du zufrieden mit mir, Herz," fragte Martin.

„O sehr, sehr, du Lieber. Aber nicht wahr, du tust es gern? Du gibst gern Stunden? Es gehört doch zu deiner Schulmeisterei, nur ist's viel schöner, erwachsenen Menschen Stunden zu geben als Kindern. Und dann das viele Geld, herrlich."

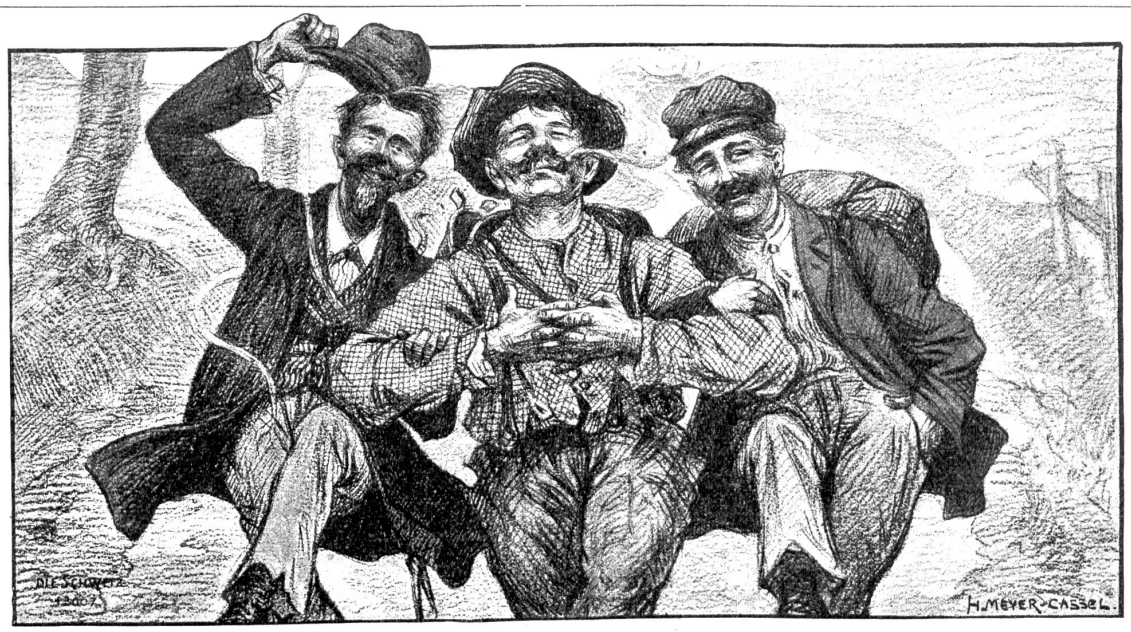
„Ich hätte nicht gedacht," sagte Martin nachdenklich, „daß ich mich über Geld freuen würde. Ich habe das früher bei niemand begreifen können."

„Da warst du noch ein Kind," sagte Lis weise. Dann nahm sie Martins Arm und schmeichelte: „Gelt, du gehst mit mir zu Lorenz, Tee trinken?"

„Ich? Nein, was soll ich dort? Aber wenn du gerne hingehst, ich habe schon lange die Kunsthalle wieder einmal aufsuchen wollen. Ich habe gehofft, du kommest mit," fügte er zögernd hinzu.

„Ach, weißt du, ich verstehe da nicht viel davon. Mir gefallen diese Bilder nicht. Ich mag die Flecken und Tupfen auf den Gesichtern nicht, und auch nicht die Menschen mit den häßlichen grünen und gelben Schatten. Geh nur allein, wir treffen uns im Bahnhof, gelt, und ich erzähle dir und du mir, was wir gesehen. Ja? O du guter Schatz, tust mir so viel zuliebe. Ich kaufe dir auch etwas ganz Schönes, ich weiß schon was." Sie sah ihm strahlend in die Augen, und er hatte Mühe, sie zu verlassen, so lieb und reizend sah sie aus. Aber da lief sie schon über die Straße hin, hielt ihr Kleid hoch, daß man ihre zierlichen Stiefelchen sah, und verschwand um die Ecke.

Langsam ging Martin den Weg hinan, der zur Kunstausstellung führte. Das Gebäude in seinem vornehmen Grau, den harmonischen Pfeilern, dem kunstvollen Gitterwerk und dem unaufdringlichen Goldschmuck entzückte ihn. Als er langsam die teppichbelegte Treppe hinanstieg, erfüllte ihn eine feierliche Erwartung, die ihn beglückte. Sein Blick fiel vor allem auf das Doppelbildnis eines jüngst verstorbenen Malers. Er stand lange davor und freute sich an der großen Kunst des Malers, die beiden Köpfe so zu bilden, daß, trotzdem sie von Natürlichkeit und Wahrheit strahlten, dennoch ein Hauch echtester Poesie über ihnen lag und sie unsterblich machte.



H. Meyer-Cassel: Die lustigen Handwerksburschen.

Von einem Saal zum andern ging Martin in andächtiger Beschaulichkeit. Er vergaß, daß eine Viertelstunde um die andere verging. Als die Stunde da war, da er hätte auf dem Bahnhof sein sollen, stand er noch vor einer in Staub gehüllten, herrlichen Schafherde und bewunderte die kecke und willkürliche Mache des Bildes, trat vor und zurück und fuhr endlich erschrocken in die Westentasche, wo seine Uhr ihn unbarmherzig an seine Versäumnis mahnte. Er eilte rasch hinunter zur Straßenbahn, rannte den Bahnsteig entlang, hielt Umschau nach Lis und fand sie nicht. Als er sich so suchend umsah, trat ein Dienstmann an ihn heran, fragte nach seinem Namen und übergab ihm einen Brief.

Lis schrieb, daß, da Martin nicht zur angegebenen Zeit auf dem Bahnhof gewesen, sie bei Mary übernachten werde, ebenso am Donnerstag, da ja am Donnerstagabend die Aufführung des „Parsifal" stattfinde. Da sie zwei Karten habe, hoffe sie sehr, daß Martin kommen werde.

Enttäuscht und niedergeschlagen setzte sich Martin in den Wartsaal und machte sich ans Zeitungslesen, bis zu der Zeit, da sein Zug abfahren sollte. Den Gedanken, Lis bei ihrer Freundin aufzusuchen, gab er auf. Das hätte Lis ihm vorschlagen sollen. Eine Stunde später fuhr er nach Hause. Der Ofen war ausgegangen, es war kalt. Das Mädchen war fort. Der Herd schwieg mürrisch und das Holz zum Feueranmachen mußte erst gespalten werden. Es dünkte Martin alles unerträglich öde und traurig. Er aß nichts, korrigierte noch eine Stunde lang seine Hefte, ging dann zu Bett und konnte lange nicht einschlafen.

Lis hatte sich mit Mary bei Lorenz getroffen. Sie fanden rasch einen frisch verwaisten kleinen Tisch am Fenster und setzten sich seelenvergnügt hinter ihren Tee und einen Teller rosafarbener, grüner und brauner Kuchen, die an Feinheit nichts, an Umfang viel zu wünschen übrig ließen. Sie lagen wie Blumen auf zarten Spitzen.

Die Studenten russischer, rumänischer, brasilianischer Herkunft, die überall herumsaßen und nach ihrer Gewohnheit Berge von Backwerk vertilgten, sahen mit begehrlichen Augen auf die reizende junge Kreatur, die da so unbefangen Tee trank, als hätte sie das so öffentlich von jeher getan.

Lis freute sich ihrer Schönheit, ihres hellgrünen Kleides und der langen Handschuhe, die sie in Seidenpapier eingewickelt mitgebracht und bei Mary angezogen hatte. Sie freute sich des Aufsehens, das sie erregte. Sie war auch glücklich darüber, daß Mary sie versicherte, sie sei die Schönste im Saal. Gewöhnliche Koketterie lag ihr fern. Sie wollte gefallen, Nebenzwecke hatte sie keine. Plötzlich winkte ihr Mary mit den Augen, deren lange Wimpern das einzig Anmutige in ihrem Gesicht waren, und deutete nach der Türe. Hellebecke kam eben herein. Man streckte die Köpfe zusammen. Hellebecke flüsterte man da und dort. Man sah dem großen Mann nach, der seine 45 Jahre geschickt zu maskieren wußte. Er stand im Ruf, die originellsten Krawatten zu tragen und auch die modernsten Westen. Er machte, was die Eleganz betraf, Schule. Mit Seelenruhe drängte er sich an all den kleinen Tischen vorbei. Sein schmales diplomatisches Gesicht blieb gelassen und nur, als er vor Lis und Mary stand, wurden seine Augen lebendig. Nach der Begrüßung, die Mary gegenüber stets vertraulich war, wandte er sich ausschließlich an Lis. Er bediente sie geschickt und eifrig. Auch was die Erfrischungen betraf, hatte er seinen eigenen, abweichenden Geschmack, so daß er für Lis die seltsamsten und fremdartigsten Getränke bestellte. Lis ließ sich verwöhnen. Sie wurde nach und nach gesprächig, hie und da witzig aus ihrer Naivität heraus. Hellebecke unterhielt sich gut mit ihr. Das wollte viel sagen. Er war ewig auf der Suche nach Eindrücken. Er behauptete, auch das Neue sei schon alt. Lis' Art, sich zu geben, war ihm fremd.

„Ich habe durch Bianchi gehört, daß Ihr Herr Gemahl sich dazu entschlossen hat, den ersten Schritt auf dem Weg zur Kunst zu wagen. Ich wünsche Ihnen Glück dazu. Hoffentlich führt ihn dieser erste Schritt auf meine Bühne und von ihr in die weite Welt zu Reichtum und Ruhm."

„Ich danke," sagte Lis ernsthaft und seufzte.

„Warum seufzest du," fragte Mary, die keine Blicke mehr an Hellebecke verschwendete, seit sie für ihn Vergangenheit geworden.

„Weil es noch so lange dauern wird."

„Kein halbes Jahr mehr," versicherte Hellebecke. „Wollen wir wetten?"

„Um was?"

„Das bleibt dem Gewinner überlassen."

„O ja," rief Lis, „ich wette. Denn verliere ich, so ist es, weil mein größter Wunsch erfüllt wurde. Ich gewinne also trotzdem."

„Verlieren Sie, so gewinne ich," rief Hellebecke und sah Lis in die Augen. Sie wurde rot. Entzückend, dachte Hellebecke, der den Weg von unzähligen Damen vom Theater und aus der Gesellschaft gekreuzt hatte, selten aber den einer Schönen, die errötete.

Es gingen ein paar Herren grüßend an Lis kleinem Tisch vorbei. Hellebecke winkte ihnen, ein wenig von oben herab. Sie suchten einen leeren Tisch, fanden aber keinen.

„Gestatten Sie, daß die Herren hier Platz nehmen, die Nische erlaubt es," fragte der Direktor. Lis nickte. Mary war gar nicht gefragt worden. Lis fühlte sich befangen, zeigte es aber nicht.

„Von Oriol, mein erster Liebhaber, Herr Lenz, unser Komiker, Pedro Curez, einer unserer ersten Cellisten", stellte Hellebecke die Herren vor. Harry von Oriol setzte sich rasch neben Lis. Es war ein sehr hübscher Mensch. Er hatte ein vornehm geschnittenes Profil und Grübchen neben dem Kinn, wenn er lachte. Das gab ihm ein kindliches, liebenswürdiges Aussehen. Die helle Freude sah ihm aus den Augen, als er Lis begrüßte. Sein ganzes Gesicht leuchtete, daß er einem Siebzehnjährigen glich, der seiner Angebeteten nahekam.

„Habe ich unsern Direktor recht verstanden, wenn er Sie als Frau bezeichnete, verzeihen Sie die Frage, aber es ist ja kaum möglich, daß Sie schon verheiratet sind?" begann er.

„Oh, natürlich ist es möglich, man muß nur früh anfangen", lachte Lis.

„Sie sehen aus wie ein Kind", sagte er ernsthaft.

„Sie ist auch eines", rief Mary dazwischen, die sich eifrig mit dem Komiker unterhielt.

„Ich bin schon neunzehn Jahre alt", sagte Lis würdig, und mein Mann ist noch älter." Die Herren lachten.

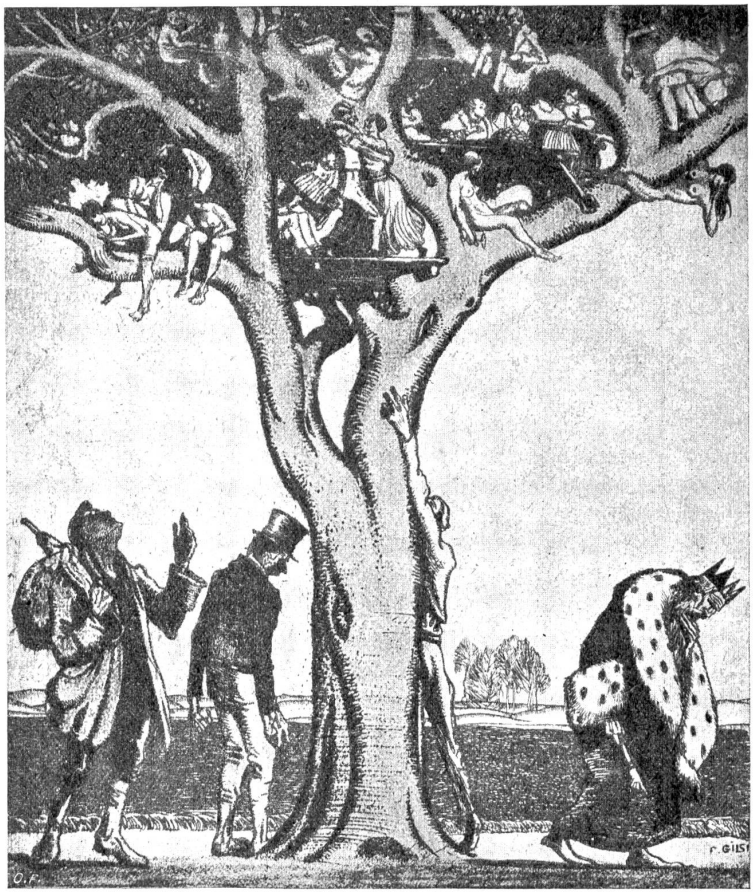
„Haben Sie schon von Bianchis geheimnisvollem Tenor gehört", fragte der Direktor die kleine Gesellschaft. Sie horchten auf.

„Natürlich. Warum?"

„Weil Sie die Ehre haben, seine Frau vor sich zu sehen", sagte Hellebecke und weidete sich an Lis' Mienenspiel, das in verlegener Freude leuchtete. Es regnete Fragen, die teils der Neugierde entsprangen, teils der Furcht, durch den Glanz einer neuen Sonne in den Schatten gestellt zu werden. Die drei Herren bemühten sich sehr um Lis. Sie wurde endlich überredet, einen Künstlerball besuchen zu wollen, der zwischen Weihnachten und Neujahr stattfinden sollte. Ihre kleine Papierserviette wurde mit den Namen der Herren, die sich Tänze sichern wollten, übersät. Von Oriol hatte sich zu Lis hinüber gebeugt und gebeten: „Ich bitte Sie, mich zu Ihrem Cavaliere servante ernennen zu wollen." Er sah sie flehend an.

„Ich weiß ja gar nicht, ob ich kommen kann", sagte sie zögernd und bedauernd.

„Sie können, was Sie wollen", rief Hellebecke, der sich mit Mary unterhalten und doch jedes Wort gehört, das von Lis oder zu Lis gesprochen worden. (Fortsetzung folgt.)



Fritz Gilsi, St. Gallen: Saure Trauben (Radierung). Schweiz. Kunstausstellung in Zürich 1917.

Die Schweiz. Kunstausstellung in Zürich 1917.

(Schluß.)

Die eigentlichen Farbenprobleme aber werden im Landschaftsbild zu lösen gesucht. Wie immer, gibt es auch hier der Ausstellung den Halt und den Rücken, wenn schon unter den Landschaftsbildern wenig Großes da ist. Aber nirgends wie gerade hier spürt man die gute Tradition heraus; man empfindet die Einwirkungen selbst Calames nach, von Hodler gar nicht zu reden. Aus der großen Masse seien etwa herausgehoben die Bilder von Rudolf Löw, Basel, unglaublich sicher und fest gemalt, dann von Hans Lendorff, Basel, „Anticoli-Corrado", von Senn die Aarelandschaft. Daneben interessiert das Porträt. Es scheint, als ob man hier wieder mehr zur Charakterisierung als zur reinen Lösung des farbigen Problems übergehen wolle; diese Verinnerlichung spricht aus den Bildern von Würtemberger, besonders aber aus der Gruppe von Rhigini. Sie erschreckt zunächst fast durch ihre seelische Offenheit und Ungeschminktheit. — Neben den Bildern, die zuerst bemerkt werden, stehen aber noch einige Eigengänger, die